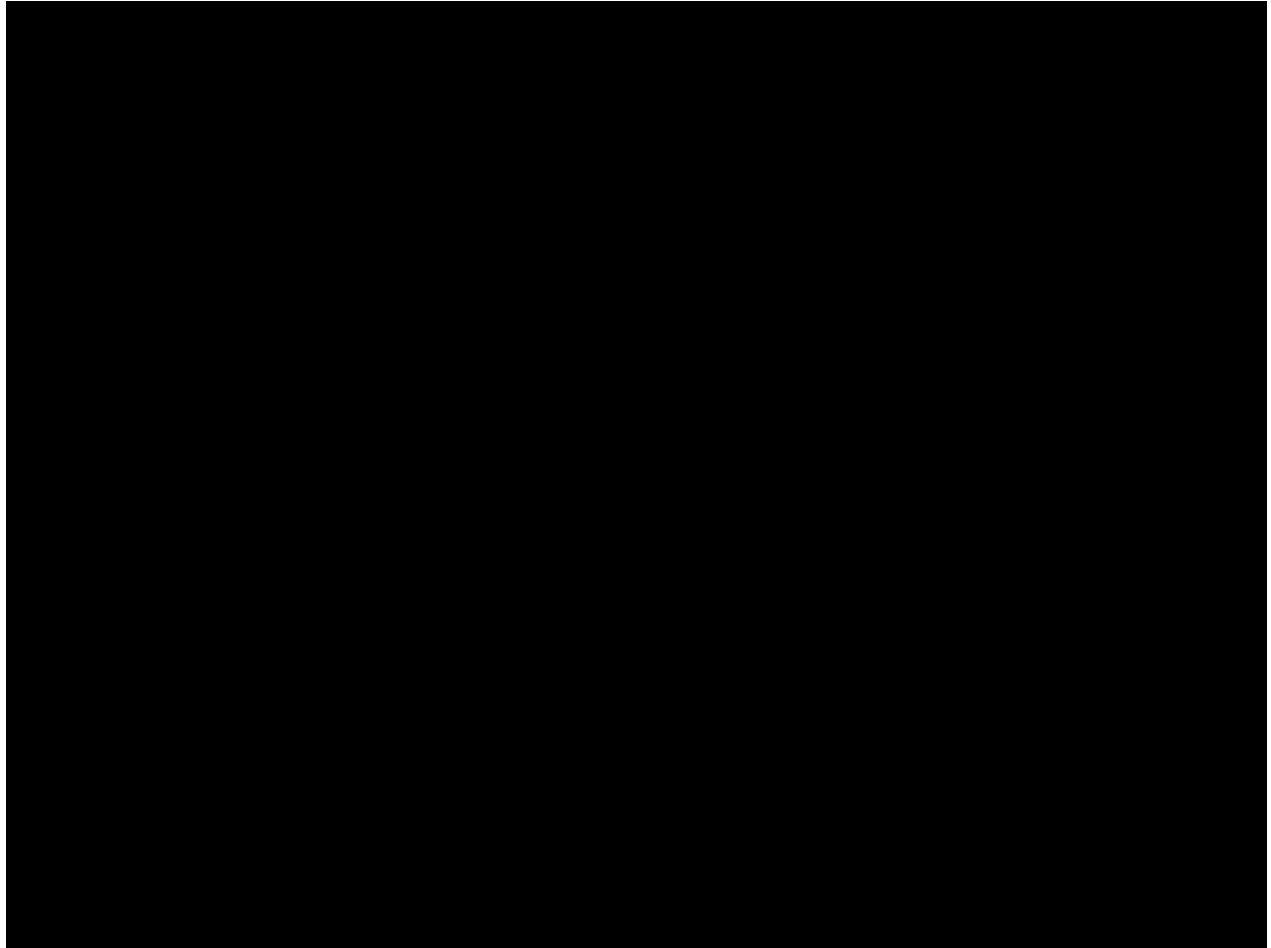


ENDLICH ICH **NZZ Folio**

Mit 18 Jahren floh sie vor der Gewalt in der Familie und nahm eine neue Identität an. Heute lebt die junge Frau ein vollkommen anderes Leben in Berlin. Die Geschichte eines Befreiungsschlags.

Von Peter Haffner



Wenn meine Familie mich findet, muss ich damit rechnen, umgebracht zu werden. Ich bin von zu Hause weg und habe jeden Kontakt abgebrochen. Über die Gründe möchte ich nicht reden, Gewalt spielte eine grosse Rolle. Ich kann nur sagen, dass es Tote gab, die Polizei war involviert. Ein Opferschutz-Beauftragter gab mir den Tip, zu Papatya zu gehen, einer Kriseneinrichtung für Mädchen in Berlin. Ich wollte ein neues Leben beginnen.

Ich hatte eine richtig dicke beste Freundin, mit der ich zur Schule ging. Nicht einmal von ihr habe ich mich verabschiedet. Es muss für sie ein Schock gewesen sein, als ich wie vom Erdboden verschluckt war. Ich habe sie nie wieder gesehen. Manchmal frage ich mich, wie es wäre, sie anzurufen, es ihr zu erklären. Doch

wenn meine Familie das erfahren würde, wird sie unter Druck gesetzt. Ich will sie nicht in Gefahr bringen. Ich bin Kurdin, eine Jesidin aus der Türkei. Als ich ging, war ich achtzehn. Jetzt bin ich sechsundzwanzig. Meine Eltern emigrierten mit uns Kindern nach Deutschland, als ich sechs war. Die Grossfamilie gehört zu einer kurdischen Gemeinschaft in einer Kleinstadt in Niedersachsen. Eine Sekte, sage ich immer.

Am Anfang, als es mir schlechtging und alles so schwierig war, fragte ich mich manchmal, ist es das wirklich wert? Wäre es nicht besser, ich wäre zu Hause geblieben? Hätte eine Familie, Leute zum Reden? Doch mehr denn je bin ich der Meinung, das Richtige getan zu haben. Meine drei Schwestern haben den Schritt nicht gewagt. Es braucht Mut, Disziplin, und jeder Frau ist klar, dass sie dann keine Familie mehr hat. Hie und da stalkte ich sie über Facebook. Ich schaue mir an, wie sie heute aussehen. Und hoffe, dass sie etwas Besseres aus ihrem Leben machen.

Ich hatte ein paar Klamotten in eine Sporttasche gestopft und war in den Zug nach Berlin gestiegen. Am Hauptbahnhof wurde ich von den Damen von Papatya empfangen, die waren sehr nett zu mir. Es war das allererste Mal, dass ich in Berlin war. Aber ich wusste sofort, dass ich hier leben möchte. Eineinhalb Monate war ich bei Papatya. Der Ort ist total geheim. Man darf ihn niemandem verraten, auch wenn man ausgezogen ist. Man kann Papatya auch nicht direkt kontaktieren, sondern nur über den Jugendnotdienst. An der Klingel des Hauses steht ein Phantasiename. Ich musste das Handy abgeben, um nicht geortet werden zu können. Es gibt ein anonymes Telefon, das man benutzen darf.

Man bekommt ein Taschengeld, fünfzehn Euro wöchentlich. Der Tagesablauf ist strikt geregelt, vom Aufstehen bis zur Bettruhe. Man macht alles gemeinsam, räumt auf, kocht mit der Köchin. Es gibt Platz für acht Mädchen, die meisten sind Teenager, die ältesten achtzehn, neunzehn. Ich war zusammen mit anderen Kurdinnen und Türkinnen. Die hatten auch fürchterliche Geschichten erlebt, ganz schlimme Sachen. Zwangsheirat, Vergewaltigung, Sklaverei. Man hat sich sofort verstanden gefühlt. Wir haben Freundschaften aufgebaut, zusammen geweint, gelacht, Wünsche gehegt und geträumt. Natürlich sind wir uns auch ab und zu auf die Nerven gegangen, und es gab Krach. Aber in so einem Haushalt, wo nur Frauen sind, ist das ja völlig klar.

Zuallererst musste ich meine Vergangenheit handschriftlich zu Papier bringen. Ich habe mich hingesezt und aufgeschrieben, was zu Hause passiert ist, weshalb ich weg bin, was ich will. Dreizehn Seiten. Und dann habe ich mit meiner Betreuerin darüber gesprochen. Eine Sozialpädagogin, jedes Mädchen hat eine. Auch eine Psychologin steht zur Verfügung, rund um die Uhr. Am Nachmittag konnten wir in die Stadt gehen und machen, was wir wollten. Um 19 Uhr mussten wir zum Abendbrot zurück sein. Die Angst, entdeckt zu werden, verfolgt einen ziemlich

lange. Ich habe mich gefragt, was mache ich, wenn ich jemanden von früher treffe, auf der Strasse, in der U-Bahn. Habe manchmal geglaubt, o mein Gott, jetzt habe ich gerade meinen Bruder gesehen, in einem Auto oder so. Und dann zitterte ich und war aufgeregt. Und versuchte weiterzumachen. Es geht ja nicht anders.

Ich hatte mein Aussehen total verändert. Mich komplett anders gekleidet, so dass ich mich fast wie in einem Kostüm fühlte. Ich hatte auch früher kein Kopftuch, aber die Haare offen tragen durfte ich nicht. Sie waren sehr lang, gingen fast bis zum Po. Ich bin zu einer Friseurin gegangen und habe mir einen kurzen Bob schneiden lassen. Mich komplett abgeschnitten. Das war wie die Last, die ich getragen hatte. So habe ich mich auch anonym gefühlt.

Zu Hause hatte ich nicht das Recht, einen Haarschnitt auszusuchen, Strähnen zu machen. Make-up war verboten, nicht einmal die Enthaarung der Beine war erlaubt. Als erstes habe ich meine Augenbrauen gezupft. Das war ein Befreiungsschlag, da habe ich mich schon zu dreissig Prozent mehr als Frau gefühlt. Dann habe ich meine Beine gewachst, mit fast neunzehn das erste Mal. Man muss sich das mal vorstellen, die Mädels machen das heute mit dreizehn! Vom ersten Tag meiner Flucht an war eine Auskunftssperre eingerichtet. Das hat die Polizei für mich gemacht. Meine Familie könnte ja die Behörden anrufen und sagen, sie möchten mir etwas schicken und wüssten gerne, wo ich gemeldet sei. Wenn ein Beamter im Computer nun meine Daten abrufen, kommt eine Meldung, sie seien gesperrt. Nur die Führungsebene, ganz wenige Personen, hat Zugriff darauf.

Ich wusste schon vorher, dass ich meinen Namen ändern muss. Eine Psychologin schrieb ein Gutachten, dass ich aus Sicherheitsgründen einen neuen Namen brauche. Hätte ich den alten behalten und wäre von meinem Bruder gefunden worden, hätte er mich mitgenommen oder umgebracht.

Die Namensänderung machte ich, nachdem ich von Papatya ausgezogen war und Wohnsitz in Berlin hatte. Ich musste auf dem Bürgeramt meines Stadtteils ein Formular ausfüllen, ein paar Euro bezahlen, und nach zwei Wochen hatte ich einen neuen Namen. Ich hatte mir natürlich vorher überlegen müssen, wie ich heissen möchte. Sevda habe ich ausgesucht, weil ich den Namen schön finde, auch von der Bedeutung her. Er bedeutet auf deutsch Liebe, Leidenschaft. Mein neuer Nachname geht aber in die russische Richtung. Wenn Leute mich fragen, weshalb ich einen türkischen Vornamen hätte, sage ich, er habe meinen Eltern einfach gefallen. Natürlich schrecke ich auf, wenn ich irgendwo meinen alten Namen höre. Die Vergangenheit verschwindet ja nicht einfach. Ich habe eine Urkunde bekommen und damit alle meine Dokumente ändern lassen können, Pass, Geburtschein, Führerschein, Krankenversicherung, Bankkonto, Kreditkarte, EC-Karte.

Die Familie aufzugeben ist ein grosses Opfer. Das kann sich niemand vorstellen,

der es nicht erlebt hat. Mir war klar, dass ich nicht beides haben kann, dass ich mich entscheiden muss, wenn ich frei sein will. Ich habe nicht lange darüber nachgedacht, weil ich so nicht mehr leben wollte. Ich wollte weiterhin zur Schule gehen, eines Tages einen Beruf haben. Das hätte ich nicht dürfen, wäre ich geblieben.

In der ersten Zeit dachte ich oft, ich habe nun niemanden mehr, keine Verwandtschaft, die zu mir steht. Wenn ich eines Tages heirate und Kinder bekomme, kann ich ihnen keine Grossmutter vorstellen. Ihnen nicht mal meine Muttersprache beibringen. Einmal habe ich am Nebentisch Leute kurdisch sprechen gehört, und ich musste so tun, als würde ich nichts verstehen. Es war ein so schönes Gefühl, die Sprache wieder zu hören. Ich wollte die ganze Zeit lauschen, wollte am liebsten mitreden. Vor allem an Weihnachten oder an meinem Geburtstag kommt es vor, dass ich traurig werde. Weil niemand da ist, der mich wirklich kennt. Niemand, mit dem ich über alte Zeiten, meine Kindheit reden kann. Ich habe nicht einmal Fotos von früher.

Als ich das erste Mal joggen ging, das war ein Erlebnis. Ich trug eine Jeanshose, Turnschuhe und ein schwarzes, stinknormales Top. Ich habe mich total nackt gefühlt. Glaubte, alle guckten mich an. Es ist völlig albern, wenn ich daran denke, wie ich heute abends durch die Gegend torkle. Aber zu wissen, ich kann laufen, wohin ich will, mich auf eine Bank setzen, ein Eis essen, das war unglaublich. Ich war so glücklich, hatte das Gefühl, ich könne fliegen.

Immer habe ich unter Druck gestanden, so schnell wie möglich von der Schule nach Hause zu kommen. Und immer gab es Ärger. Ich war zu spät, hatte schlecht geputzt, jemand hatte mich irgendwo gesehen, wo ich nicht sein sollte. Zu wissen, dass ich nach Hause gehe und keine Schläge kriege, das war cool. Ich musste mir immer wieder klarmachen, dass alles gut sei und ich keine Angst mehr zu haben brauchte. Was für ein eingeschränktes Leben ich hatte, habe ich erst im nachhinein erkannt. Vorher war mir das gar nicht so aufgefallen. Man kann ja nicht missen, was man nicht kennt.

Mit achtzehn war ich das erste Mal in einem Club. Ich war zurechtgemacht, und ein junger Mann, ein Türke, sprach mich an und fragte, ob wir nicht nach draussen gehen wollen, weil es so laut sei. Ich habe gesagt, klar, lass uns rausgehen. Und dann standen wir draussen, und er hat mich angeschrien und gefragt, warum ich so freizügig angezogen sei, was mir einfalle, was ich um diese Uhrzeit überhaupt da mache. Ob ich denn keinen Bruder hätte, der was sage. Ich stand da mit Fragezeichen im Kopf, was will dieser Mensch von mir, wer ist das, er kennt doch meine Geschichte nicht. Irgendwann ist mir ein Licht aufgegangen, und ich habe ihn gefragt, was denkst du denn, woher ich komme, und er meinte, ja du bist doch Muslimin, und ich sagte, nein, ich bin keine Muslimin, ich bin Russin. Kaum hatte

ich das gesagt, lächelt er, gibt mir die Hand, umarmt mich und sagt: «Hey, wie heisst du denn, woher kommst du, ich bin Murat.» Nur weil er dachte, ich sei Muslimin, hat er so eine Wut gekriegt. Da war mir klar, dass ich auf keinen Fall jemandem sagen werde, dass ich Kurdin bin, geschweige denn Jesidin.

Ich habe mich dann gefragt, wo man mich noch einordnen könnte – Perserin, Spanierin –, und habe mich entschieden, halb Deutsche und halb Russin zu sein. Jeder sagt natürlich, sag mal was auf russisch, und ich antworte immer, wir hätten zu Hause deutsch gesprochen.

Meine Lebensgeschichte habe ich erfunden. Ich habe mich hingesetzt mit Stift und Papier und aufgeschrieben, was ich sagen kann und möchte. Ich sage wahrheitsgemäss, dass meine Familie in Niedersachsen lebt und dass ich Geschwister habe. Ich gebe vor, dass ich sie hie und da besuche oder sie nach Berlin kommen. Und ich sage, meine Eltern führten ein russisches Restaurant, wo ich manchmal ausgeholfen hätte. Wenn ich anfangs gefragt wurde, was ich in Berlin mache, erst achtzehn und allein, sagte ich, ich käme aus einer langweiligen kleinen Stadt, hätte etwas Neues sehen, etwas Eigenes aufbauen und meine Eltern stolz machen wollen.

Was ich mir ausgedacht hatte, musste ich hie und da ergänzen. Ich tat es nicht aus eigenem Antrieb, sondern nur, wenn neue Fragen gestellt wurden. Erst fiel es mir schwer, den Leuten, die ich kennenlernte, eine Lügengeschichte zu erzählen. Ich habe mir das selber nicht abgekauft. Heute lebe ich dieses Leben und habe das Gefühl, es sei wirklich meines. Und ich bin auf jede Frage gefasst.

Am liebsten würde ich ja gar nichts sagen, aber das geht nicht. Da merkt jeder sofort, dass da irgendwas im Busch ist. Man muss mit Informationen sparsam sein, darf sich aber nicht zu rar machen. Sonst ist man mysteriös, macht sich erst recht interessant. Ich habe viel von Heidi Klum gelernt, dem deutsch-amerikanischen Model. Sie erzählt den Journalisten von sich, von ihrer Familie, und man glaubt, man wisse alles über diese Frau und wie sie lebe, aber eigentlich weiss man gar nichts. Was sie erzählt, ist genau durchdacht, und so muss man es machen.

Alles hat sich bei mir so positiv entwickelt, ich habe ein superschönes Leben. Ich kann heute locker flockig über meine Vergangenheit reden, ohne traurig zu werden. Von den Mädels, mit denen ich zusammen bei Papatya war, bin ich die einzige, die nicht zurück nach Hause gegangen ist. Die anderen haben es nicht ertragen, ohne Familie zu sein.

Ich möchte, dass alle Mädchen wissen, dass es möglich ist, unterzutauchen, ein neues Leben zu beginnen. Dass es sich lohnt zu kämpfen, auch wenn man mit Schwierigkeiten rechnen muss. Ich bin das allerbeste Beispiel, eine Jesidin, die sehr streng erzogen wurde, eine Frau, die kein Leben hatte. Heute lebe ich wie

eine ganz normale europäische Frau.

Nachdem ich bei Papatya ausgezogen war, wohnte ich in einer betreuten Wohngemeinschaft. Papatya hatte mir Adressen gegeben, ich klapperte jeden Tag eine WG ab und entschied mich dann für eine. Die Sozialpädagogin war mir sympathisch, und mit dem Mädchen, das schon da wohnte, verstand ich mich auf Anhieb. Es war eine nette Altbauwohnung, sauber, geräumig, ich hatte ein eigenes Zimmer und eine eigene Küche. Vom Jugendamt bekam ich Jugendhilfe für ein Jahr. Ich habe ein Bett gekauft und bin eingezogen.

Ich habe pausenlos gearbeitet, viele Nebenjobs gemacht. Ich habe Flyer geschrieben, eine Sonne draufgemalt, mich als Nanny empfohlen und die Dinger an Laternenpfosten geklebt. Ich habe Nachhilfeunterricht gegeben, gekellnert, als Tresenkraft Bier gezapft. Am Anfang hatte ich total Angst, kannte das nicht, das Rechnen, den Druck. Aber ich habe durchgehalten, konnte Geld auf die Seite legen, um das Abitur und eine Ausbildung zu machen.

Ich habe beides parallel gemacht, die Ausbildung im öffentlichen Dienst, in einer Behörde in Berlin. Mit einem super Abschluss, so dass ich gleich übernommen wurde. Ich habe einen unbefristeten Vertrag, ein festes Einkommen und kann mich verbeamten lassen.

Heute kann ich mir ein gutes Leben finanzieren. Ich hatte zuvor nie eine andere Stadt, ein anderes Bundesland oder ein anderes Land gesehen. Ich hatte nie Urlaub gemacht bis auf eine Klassenfahrt in eine Nachbarstadt. In den letzten Jahren bin ich oft gereist, war lange in Asien, auf den Seychellen. Ich habe so viel Schönes gesehen.

Noch immer habe ich das Gefühl, ich muss alles schnell machen, weil ich so viele Jahre verloren habe. Ich habe nicht so viele Bücher gelesen wie manche meiner Freunde, weil kein Mensch darauf Wert gelegt hat. Zu Hause war niemand, den man fragen konnte, wie viele Kontinente es gebe, wie die Gesellschaft funktioniert, wieso etwas so sei und nicht anders. Ich möchte nicht, dass meine Vergangenheit mir jetzt oder in der Zukunft zum Nachteil wird.

Heute, nach über acht Jahren, muss ich sagen, ich bereue nichts. Keinen Schritt, nichts, was ich in Berlin getan habe. Von Partnern bis zu Freunden und Karriere. Ich möchte keine Sekunde missen. So vieles, was ich erlebt habe, hätte ich nicht erleben können, wenn ich geblieben wäre. Ich hätte Asien nie gesehen. Das ist so traurig, dass ich echt heulen könnte. Wie kann man leben und alt werden, ohne etwas von der Welt gesehen zu haben? Ich wäre nie ich selbst gewesen, hätte mich nie persönlich entfalten, nie meine Talente entdecken können. Schon immer war ich für mein Alter viel zu reif. Ich habe mich für Sachen interessiert, für die man sich mit neunzehn, zwanzig gar nicht interessiert. Mich hat immer gelangweilt,

wenn Kolleginnen sich den ganzen Tag über Partner, Shopping und Lifestyle unterhalten haben. Ich interessiere mich für Politik, für Frauenrechte, solche Sachen. Die meisten meiner Freunde sind typischerweise Mitte dreissig, zehn Jahre älter als ich.

Was Frauen in solchen Familien wie meiner angetan wird, ist Freiheitsberaubung. Jeder Mensch ist ein Individuum, auch die jesidischen, kurdischen oder arabischen Frauen, die ein Kopftuch tragen und nach strengen Vorschriften leben. Sie alle sind Menschen mit verborgenen Talenten, von denen wir wahrscheinlich nie erfahren werden. In jedem steckt etwas, und das Schönste ist doch herauszufinden, was mal aus einem wird, wie man blüht.

Mein grösster Traum ist es, eines Tages einen eigenen Verein wie Papatya zu gründen, der Frauen, die erlebt haben, was ich erlebt habe, bei einem Neuanfang unterstützt. So viele Frauen mit Migrationshintergrund werden Tag für Tag misshandelt. Sie haben keinen Zugriff auf Medien, dürfen keinen Computer nutzen, kein deutsches Fernsehen schauen. Als ich in Berlin angekommen bin, habe ich mich so sehr nach einer schützenden Hand gesehnt, nach einem Menschen, dem ich vertrauen kann und der mir hilft bei allem, was ich nicht weiss. Ich war nie zuvor auf einem Amt gewesen, hatte nie Miete bezahlt, nie einen Brief selbst geöffnet. Mit meinem Know-how möchte ich Frauen helfen, den Start so einfach wie möglich zu machen.

Wenn man plötzlich ein freier Mensch ist, hat man keine Ahnung, was einen erwartet, weiss nicht, in welche Richtung es geht. Man entwickelt sich, will vielleicht doch etwas anderes studieren, orientiert sich um. Mein Gott, Sexualität. Vielleicht steht man doch auf Frauen, es ist völlig egal. Man ist frei und für sich selbst verantwortlich. Wenn man in so einer Familie lebt, mit so einer Religion, so einer Kultur, kann man nie selber entscheiden. Erst kommen die Eltern, dann die Brüder, dann der Ehemann, dann die Familie des Ehemanns. Man trägt nie die Verantwortung für sich, immer gibt es jemanden, der zustimmen muss. Wenn ich nicht gegangen wäre, hätte ich nie erfahren, was für eine zielstrebige, moderne Frau ich eigentlich bin. Zu Hause war ich ein ganz anderer Mensch, angepasst, kleinlaut, habe nicht widersprochen, keine eigenen Ideen gehabt. Ich war gezwungen, das Denken anderen zu überlassen. Und das empfinde ich als etwas ganz Besonderes: dass ich jetzt gezwungen bin, selber zu denken und zu handeln.

Heikle Situationen gibt es immer wieder. Kollegen fragen vor Weihnachten, warum fährst du nicht nach Hause, weshalb telefonierst du nicht mit den Eltern. Das macht sie stutzig, und da muss man sich halt irgendwie rausreden. Wenn man die ersten Beziehungen eingeht, Freunde hat, möchte man mehr erzählen. Weil einem ja nur vertraut wird, wenn man dem anderen auch vertraut. Man muss sich zusammenreissen, den Mund zu halten. Man muss misstrauisch sein, um nicht

entdeckt zu werden, und trotzdem vertrauen. Das Gefühl, ich kann einer Person nicht hundertprozentig vertrauen, ist immer im Hinterkopf. Das spürt sie, und da bleibt halt immer eine gewisse Distanz. Irgendwann, nachdem ich meine neue Geschichte verinnerlicht hatte, habe ich gelernt, damit umzugehen.

Als ich den ersten Freund hatte und wir schon sieben Monate zusammen waren, habe ich mir gesagt, okay, ich will es los werden. Will mit ihm auch manchmal über meine Vergangenheit reden können. Ich bin zu Papatya gegangen und habe eine Kopie der Zusammenfassung geholt, die ich damals geschrieben habe. Die habe ich ihm in die Hand gedrückt. Und mich dann unter die Decke verkrochen, weil ich mich geschämt habe. Er hat es durchgelesen, war völlig fassungslos, er war ja selber noch sehr jung. Er sagte, ich brauche erst mal eine Dusche. Ich habe gezittert, bin rot angelaufen, war ganz wuschelig. Er nahm dann ein Bad und blieb eine Stunde drin.

Vor allem junge Männer wissen nicht, wie sie damit umgehen sollen, es ist echt starker Tobak. Wir haben dann darüber gesprochen, er hat Fragen gestellt, immer wieder gab es Situationen, in denen mich irgendwas an früher erinnert hat, ich traurig wurde. Ich habe geweint und geredet, das hat mir gutgetan. Es gibt Leute, die kennen meine Geschichte komplett von A bis Z. Ich bin mir zu hundert Prozent sicher, dass man kein glückliches Leben führen kann, wenn man keinem etwas sagt.

Am Anfang hatte ich Alpträume. Ich versuchte, wenig an meine Familie zu denken, viel zu arbeiten, so dass keine Zeit zum Grübeln blieb. Ich hatte einen Freund, war mitten im Leben, alles war neu und schön. Nach einem Jahr kamen die Gedanken wieder, ich wurde wieder traurig, wollte zu Hause anrufen.

Eine Therapie habe ich nie gemacht. Ich habe ein, zwei Therapeuten besucht, aber ich konnte die nicht ernst nehmen. Wie die redeten, immer so blöde Fragen stellten, fand ich total Käse. Mich haben Erfolgserlebnisse stark gemacht. Und das Reden mit Menschen, die ich kenne, Vertraute, Partner. Erst dachte ich, ich brauche Leute, die auch Schreckliches erlebt haben und mich verstehen. Aber solche Menschen haben mich runtergezogen. Man heult den ganzen Abend und steht morgens deprimiert auf. Ich habe Leute gebraucht, die einfach normal sind. Um zu sehen, wie es ist, normal zu sein. Ich wollte mit meinem Leben beginnen und nicht immer darüber reden.

Man muss sich selber akzeptieren, das ist wichtig. Solange man sich selbst nicht lieben kann, kann man auch nicht erwarten, dass jemand anders einen liebt. Ich bin überzeugt, dass man auf seine Erfolge stolz sein soll, lernen muss, sich auf die Schulter zu klopfen. Das tue ich sehr oft. Manchmal sage ich auch den Leuten, die jammern, dass man verdammt noch mal schätzen sollte, was man hat. Wenn ich

meine Wohnung betrete, denke ich oft: Ich bin nach Berlin gekommen mit nichts als einer Sporttasche und ein paar Klamotten, jetzt habe ich einen so grossen Kleiderschrank, dass ich meine Grossfamilie versorgen könnte. Und sechzig Paar Schuhe. Ich bin eine typische Frau!

Meine Wohnung ist wunderschön. Zwei Zimmer, siebzig Quadratmeter, Altbau, mit Stuck, Balkon, alten Dielen und einem Bad mit blauen Mosaiksteinchen. Die Einbauküche habe ich nach Mass anfertigen lassen. Antike Kronleuchter, die ich lange gesucht habe.

Bis heute habe ich keine richtigen Busenfreundinnen. Das liegt auch an Berlin, alle hier sind sehr unverbindlich. Ich leide darunter, hätte gern eine beste Freundin. Zu der Freundin, mit der ich zusammenwohnte und der ich meine Lebensgeschichte anvertraute, habe ich keinen Kontakt mehr. Wir haben uns irgendwann zerstritten und sind auseinandergeschieden. Man geht schneller auseinander, als wenn man zusammen zur Schule gegangen ist, eine gemeinsame Vergangenheit, gemeinsame Erinnerungen hat. Dann rauft man sich eher nochmals zusammen.

Ich habe einen süssen kleinen Mini, mein Traumauto, gebraucht gekauft. Nur schon wenn ich zum Bäcker fahre, ist das so ein Freiheitsgefühl, ich kann es gar nicht glauben. Ich sitze in einem Auto, mit meiner engen Jeanshose, der schicken Designertasche, dem Smartphone in der Hand. Dann denke ich mir, ich muss mal wach werden. Noch vor acht Jahren habe ich gelebt wie ein Neandertaler. Wenn ich im Sommer über die Autobahn brettere, Hip-Hop höre und Freunde in München besuche, habe ich das Gefühl, ich fliege wie ein Vogel. Ich bin unfassbar glücklich.

Mit meinem alten Ich kann ich mich nicht mehr identifizieren. Ich bin eine komplett neue Person geworden. Was geblieben ist von früher, ist meine Leidenschaftlichkeit, meine Freude am Kochen. Ich koche noch immer gern kurdisch. Auch treffe ich wieder Kurden. Ich gehe zu den Aufnahmestellen für die Flüchtlinge, rede mit ihnen, helfe. Ihre Geschichten nehmen mich ein, und ich denke, ich könnte in ihrer Situation sein. Es ist merkwürdig und schön, Kurdisch zu sprechen, mich als Kurdin enttarnen zu können, einzutauchen in meine alte Identität. Doch wenn ich dann nach Hause fahre, bin ich wieder in meiner neuen, und alles ist vergessen.

Das Schlimmste für eine Frau, die im Leben kaum Verantwortung tragen durfte, ist Abhängigkeit. Sowohl gefühlstechnisch von einem Menschen als auch beruflich und finanziell. Ich habe nicht die Erwartung, dass mein Freund im Restaurant zahlt.

Er ist Musiker in einer Band. Man kennt ihn, er steht in der Öffentlichkeit. Das ist paradox, weil Öffentlichkeit für mich der Totschlag wäre. Da muss ich aufpassen. Wenn er bei Events über den roten Teppich geht, gehe ich nicht mit. Ich nehme den Hintereingang. Sobald ich merke, dass Fotos geschossen werden, suche ich

das Weite. Wenn wir drin sind, küssen wir uns, und dann ist alles okay.

PETER HAFFNER ist freier Journalist; er lebt in Zürich.

Dies könnte Sie auch noch interessieren:

Der Fremde

Von Vera Sandberg

Fünfzehn Jahre lang führte ihr Mann ein Doppelleben, hatte eine zweite Familie im Nachbardorf. Dann passierte eine Unachtsamkeit. Das Protokoll einer Betrogenen. mehr